

so: staunend über das, was sie nicht begreifen können, und misstrauisch, weil es ja sein kann, daß er der Stärkere ist. Ein Staunen, ein großes Staunen, das nicht recht traut, scheint mir das Verhältnis unserer Bauern zur katholischen Religion zu sein. Sie verwundert sie, sie begreifen ihr Wesen nicht, es ist ihnen fremd geblieben, aber deshalb sagen sie sich ungefähr: da muß man schlau sein, das kann nur einer sein, der stärker ist, sonst würde er sich das nicht erlauben. So habe ich mir ihre Art in der Kirche immer erklärt.

Dies wird mir nun durch die „Hirten- und Weihnachtslieder.“*) bestätigt, die Fräulein Fannie Gröger gesammelt hat. Es ist ein wunderbares Buch, voll der reinsten Poesie und von einer ruhigen, manchmal fast unheimlichen Kraft; man lacht oft auf und erschrickt dabei. Man könnte es nennen: Wie der Heide über das Christentum staunt, es nicht begreifen kann und fürchten lernt. Dies ist sein Inhalt. Bauern hören, daß eine Jungfrau ein Kind geboren hat, und dieses soll Gottes Sohn sein, sie gehen hin und da liegt es in einem Stall. Ja, wie kann denn das sein? Wie kann es denn sein, daß Gott so arm ist? Wie groß muß Gott sein, wenn er sogar arm sein kann und nichts dabei verliert! Solches Staunen ist immer der Sinn dieser Gedichte. Es wird manchmal mit einer ganz rucklosen Anschuldung ausgedrückt:

„O großer Gott, bist du so kloan
Und narisch a daneben?
Der Vatter hätt di do net solln
Vom Himmel abagebn.
Und gar no in an alten Stall
Bei kalter Winterszeit;
Warum den net in Königsaal?
Er is wohl net recht g'scheidt!“

Oder:

„I kann mi halt allweil net schicka recht drein,
Das Ding muas do wunderli zuaganga sein!
Der allmächtige Gott
Kommt in unser Noth,
Liegt da wia a Bettler, es is ja a Spott!“

Ein Stall is sei Herberg, er is voller Klüft;
Der Wind kann 'neinblasen, glei wo er zutritt.
Ein Esel und Kind
Bewachen das Kind; —
's seind Sachen, die man net antrifft so g'schwind.“

Oder in dem rührenden

„In einen Stall gieng ich hinein,
Darin ein Dohs und Eslein
Ihr Heu beim Kripplein ahen;
Ein Kindlein und ein' Jungfrau zart
Klänglich bei ihnen saßen.

Das Kindlein nackend und auch bloß,
Saß in der edlen Jungfrau Schoß;
Es leuchtete als wie die Sunn',
Sein Auglein floßen immerdar
Wie ein lebend'ger Brunn!

Sein zarten Händ' und Füßelein
Erzittern ihm vor großer Pein,
Die scharfe Kält' ihn brennet,
Sein Angesicht wend't er hin und her
Ob ihn die Welt erkennt!

In arme, schlechte Windelein
Band d' Jungfrau süß das Kindlein ein,
Thät es ins Kripplein neigen.
Dies war der Thron, wo Gottessohn
Der Welt wollt Lieb erzeugen.

Das Dohslein ließ den Athem gehn
Wohl auf das edle Kindlein schön,
Daß ihn sein' Lieb erwarmet;
Es weint vor Frost und fand kein' Trost,
Daß' Vieh sich sein erbarmet!

O Lieb, wie mächtig is' dein G'walt,
Daß Gott du hast in Menscheng'stalt
Vom Himmel hergezogen,
Das ewig Gut wird Fleisch und Blut,
Hat menschlich Brust gefogen!

Der sonst mit Blitz und Donner schlägt,
Mit Schwefel, Pech die Menschen plagt
Und Sünder pflegt zu strafen,
Der ist ganz klein und leidet Pein,
Hat jetzt kein Wehr noch Waffen!

Er kann jetzt wohl nicht schlagen drein,
Sein' Händlein sind zu zart und klein,
Sein Schwert kann er nicht blößen,
Er ist so zahm als wie ein Lamm,
Sein' Stärk' hat er vergessen!

*) „Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österreichischen Gebirge.“ Gesammelt von Fannie Gröger. Leipzig, Verlag von G. W. Theodor Dieter, 1898.

Drum lauft, ihr Christen, allzumal,
Kommt eilends her in diesen Stall!
Hier könnt ihr Gnad' erlangen;
Der euch sonst strafft, im Kripplein schlaft,
Ihr könnt ihn selber fangen!

Schäm dich, du böse, schände Welt,
Die du hast Sinnen nur nach Geld,
Nach Sammet und nach Seiden,
Dein Herz ist blind, sieh an das Kind,
Was es für dich thut leiden!“

Es ist immer dasselbe Staunen des Heiden, dem Gott der Mächtige ist, über die Lehre, daß Gott sich klein und arm gemacht hat, manchmal mit unverhohlenem Spott:

„Doch sagst mir, ihr Leut',
Was dieses bedeut',
Daß es des kloan Kind in die Krippen habts seit?
Habts es denn koa Wiagn
Fürs Kind kina kriagn?
Was thuats enk denn net in die Stadt einziagn?
Beim guldenen Stern
Hams Fremde gar gern,
Da thoant alli Fürschten und Grafen einkehrn“ —

manchmal mit einer demüthigen Verehrung des Unbegreiflichen:

„Kindl im Himmelslicht,
Bist gar an armer Wicht!
Drum bet i zu dir!
Du bist der wahre Gott,
Hilft uns aus unser' Noth.
Weilst arm bist, bist reich,
Warst reich, so warst arm,
Daß Gott sich erbarm!“

Mir machen diese Gedichte den Eindruck echt zu sein, wirklich aus unserem Volk geholt. Als Bub erinnere ich mich in meiner Heimat solche Laute selbst vernommen zu haben; vielleicht hat die Herausgeberin aber ab und zu einen ironischen Ton dazu gegeben. Jedenfalls wird uns bestätigt, daß den Bauern in unseren Bergen das bishchen Christentum nichts anhaben konnte, sondern daß sie eigentlich gute Heiden geblieben sind.

Hermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Da ist in einer deutschen Zeitschrift eine Sammlung von vertraulichen Gesprächen Bismarck's mit Lothar Bucher über Oesterreich erschienen, in denen jedes Wort die Staatslenker Oesterreichs auf den hohlen Kopf trifft. Während die Gespräche, obzwar nicht authentifiziert, in Deutschland von allen Zeitungen mit Gemüß nachgedruckt werden, ist bei uns der ganze offiziöse Heerbann aufgebieten worden, um die Unschtheit der Gespräche aus inneren Gründen zu beweisen. Die Officiösen mühen sich dabei mit Anachronismen ab, die sie aus einzelnen Gesprächswendungen deducieren, welche österreichische Zustände bezeichnen sollen, die erst nach Lothar Buchers Tod eingetreten sind. Bisher sind es nur ganz nebenjächliche Anachronismen gewesen, die den Officiösen aufzudecken gelungen ist. Ich will ihnen mit einem starken und schlagenden Anachronismus zuhilfe kommen. In den Gesprächen kommt auch eine Stelle vor, wo Bismarck von österreichischen „Premierministern“ handelt, „die so dumm sind, daß sie gar nicht einmal wissen, daß sie dumm sind“. Das ist der stärkste Anachronismus dieser Bismarck-Bucher-Gespräche. Denn Bucher ist bereits 1892 gestorben, und zu jener Zeit konnte selbst ein Bismarck das Trifolium Goluchowski-Thun-Banffy noch nicht vorahnen.

Die „staatsrechtlichen“ Rescripte in Oesterreich haben doch ihre merkwürdigen selbstmörderischen Schicksale. So oft es den Czaren gelingt, ein solches Rescript von der Regierung zu erpressen, sind sie auch schon selbst erschossen. Im Jahre 1871 brauchte es noch fünf Wochen, bis dieser Effect des damaligen großen Staatsrescriptes erzielt war. Das kleinaliberige Rescript unserer Tage hat noch viel rascher seine tödliche Wirkung im böhmischen Landtag bewährt. Die autonomistende Wendung des Rescriptes lautete:

„Der . . . Pflege des Wohles der einzelnen Theile kann es nur frommen, wenn . . . den Landesvertretungen . . . ein entsprechender Spielraum zur Bethätigung ihrer verfassungsmäßigen Rechte gewährt wird.“

Um den czechischen Pressionen zu genügen, wurde diese Heilsbotschaft am 28. December den Landtagen verkündet. Und schon am nächsten Tage, am 29. December, wurde der böhmische Landtag geschlossen, während die übrigen nicht-autonomistischen Landtage ruhig weiter tagen dürfen. Wenn das, wenn die achtundvierzigstündige Tagungsdauer des böhmischen Landtages der „entsprechende Spielraum“ ist, den die böhmischen Staatsrechtler für ihren Landtag fordern, dann kann ihnen leicht geholfen werden, von einem centralistischen Ministerium sogar noch leichter als von einem autonomistischen. Denn eine kürzere Galgenfrist als diese wird selbst das centralistischste Ministerium dem glorreichen Landtag des Königreiches Böhmen nicht zumuthen.

Das Obstruieren kommt in Mode. Jetzt sogar schon in den hohen und höchsten Kreisen. Durch Absentierung die Beschlussunfähigkeit eines Vertretungskörpers herbeizuführen, galt noch bis vor kurzem als eines der gemeinsten Manöver der Obstruction, dessen nur so unbedeutende Menschen wie der Abgeordnete Wolf etwa fähig wären. Und was geschieht nun? Einer der bedeutendsten Männer des Hauses, Hof-